

(Nachdruck verboten.)

2]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

2.

Sie wurden durch ein lautes Gepolter an der Thür geweckt. Jemand klopfte so laut und so lange und ausdauernd, daß Woronin, zum äußersten gebracht, endlich aufstand und die Thür aufhatte. Aber da er nicht im geringsten neugierig war zu erfahren, wer da sei, öffnete er die Augen nicht mal und schlüpfte schlaftrunken wieder ins Bett, indem er seine bloßen Füße vor der kalten Luft, die durch die offene Thür eindrang, zu schützen suchte.

Von dichten Dunstwolken umgeben, trat ein klein gewachsener, untersehter Mann in die Zurte, der eine kurze, mit schwarzem, schon sehr fadenscheinigem Tuche bezogene Zoppe aus Hasenfell anhatte. Seine Füße steckten in weißen, haarigen „Lorbäsen“, wie sie die Jakuten tragen; den Kopf schützte eine alte Vibernmütze. Als er sie abnahm, schien eine mächtige Glaze durch das Dämmerlicht des Zimmers.

„Sie schlafen noch! Da soll doch gleich der Donner dreinschlagen!“ jagte er laut in polnischer Sprache. Niemand antwortete, niemand regte sich. Da zog er das graue Tuch vom Gesichte, in das er bis über die Ohren eingewickelt war, trat an Woronins Lager und rief wiederholt mit klangvoller Stimme:

„Zum Kukud! Steht auf, Ihr Langschläfer!“

Woronin regte sich nicht.

„Auchen! — Daraus wird nichts! . . . Ihr habt mir's Wort gegeben, also rin in den Korb,“ lachte er laut, faßte die Decke an einem Ende und begann daran zu zerrn und sie von dem Schlafenden zu ziehen, wobei er die Stimmen aller möglichen Wald- und Haustiere nachahmte. Umsonst kauerte sich Woronin zusammen, verteidigte sich und hielt die Decke mit den Händen fest; der Angreifer zwickte und kitzelte, und peinigte ihn, die Decke immer wieder herunterziehend, ohne Erbarmen. Endlich kam der zerzauste Kopf des Langschläfers unter der Decke zum Vorschein.

„Hören Sie, Jan, Samuel schläft auch noch; ich geb' Ihnen mein Wort, er schläft noch. Sehen Sie, wie fest er schläft, er hört nichts. Ehe er sich ermuntert, will ich noch einen Moment, einen kurzen Moment einmicken. Bei Gott, ich werde euch nicht warten lassen,“ schmeichelte er und kroch wieder unter die Decke.

Herr Jan lachte und wußte nicht, was er anfangen sollte; da meldete sich Samuel, der wach geworden war, der Wieder- mann ließ von seinem Opfer ab und ging zu ihm.

„Habt Ihr denn gar kein Gewissen?“ klagte er, indem er sich auf den Rand des Bettes setzte, „Ihr schlaft, als müßte es so sein, und meine Alte will unterdessen aus der Haut fahren, und alle warten schon lange auf Euch.“

„Warten sie? Die ganze Gesellschaft? Also ist auch der Herr Doktor“ da und „der Geist des Bösen und des Widerwärtigen“ und die „auswärtigen Mächte?“ Und sie haben sich nicht gezannt? Schade!“ scherzte Samuel und rechte sich

„Bitte, reichen Sie mir doch den Tabak, lieber Jan. Wir wollen eine Cigarette rauchen und ein bißchen philosophieren, was meinen Sie? Und Ihre Gäste können sich unterdessen gegenseitig in die Haare fahren. Glauben Sie mir nur: das reizt den Appetit, und Ihre Frau hat sicher ganze Berge von eßbaren Sachen gekocht und gebraten. Wir haben uns lange nicht gesehen! Was giebt's Neues bei Ihnen, was haben Sie die ganze Zeit über gemacht?“

Statt aller Antwort zog Herr Jan eine umfangreiche Tabaksdose aus Birkenrinde aus der Tasche, klappte sie auf und reichte sie Samuel.

„Kann ich Ihnen mit einem Brischen dienen?“ fragte er plötzlich. Samuel sah den Tabak mit erheucheltem Schrecken an. „Nein nein, danke ergebenst! Ihr Brischen liegt mir noch von damals her im Magen. Ich muß schon niesen . . . Weg damit!“

Jan tauchte seine dicken Finger mit einem zufriedenen Lächeln in das duftende Pulver und lud seine „Doppelflinte“

mit umständlicher Sorgfalt. „Seine Doppelflinte“ nannte er nämlich seine große, sattelförmige Nase, deren mächtige, geblähte Nasenlöcher er denjenigen, mit denen er eben zu thun hatte, immer gerade ins Gesicht entgegenzustrecken pflegte. In dieser „Doppelflinte“ fand, wie er behauptete, ein ganzes „Mästel“ Platz. Das bezog sich natürlich auf jene gesegneten Tage, in denen ihre Mästern noch nicht von dem langen Stagenbart geziert waren, Herr Jan im Gouvernement Kaluga diente und im Ueberfluß lebte. Jetzt, da ihm die Armut plagte, war auch sein Brischen bedeutend zusammengeschrumpft. Aber trotzdem leuchtete der Humor wie ehemals aus seinen kleinen, kornblauen Augen, und wie ehemals, sahen sie unter den buschigen Augenbrauen fest in die Welt.

„Spudet Euch, spudet Euch! Der Gottesdienst ist längst vorüber. Sie warten alle, trieb er sie beim Ankleiden an. Und als Samuel die vorgeschrittene Stunde bezweifeln wollte, öffnete er die Thür energisch und ließ die Stimmen, die draußen erklangen, ins Zimmer dringen.

„Hört Ihr?“

Das Gezwickel der kleinen Gesellen übertönend, dröhnte die erste Stimme der großen Glocke von Dschurdtschuj, als rief sie gemessen:

„Gott — ist — geboren! Gott — ist — geboren! Gott!“

Denn der erste Weihnachtsfeiertag war da. In diesem Tage erhebt sich die Sonne in diesen Breiten zum ersten Mal völlig über den Horizont. Ihre Scheibe hatte sich eben von der Erde gelöst, als Herr Jan mit Samuel und Woronin auf die Straße traten. Ein Strom des hellen, lang vermischten Lichtes überflutete die Gegend; der Schnee funkelte, die noch von rosigem Dämmerung durchtränkten Nebel ballten sich in den Vertiefungen des Thales, in der Ferne traten die blaffen Umrisse der Berge hervor. Das fahnen geschmückte Städtchen sah mit seinen in der Sonne blinkenden Fenstern wie ein Beamter in Gala-Uniform aus. Die Gloden läuteten klangvoller, ein Ruf erscholl von fern, ein Fluch oder ein Lied, und die in Pelze gehüllte, pauspädige Mästerschar, die von den flachen Dächern nach der Sonne ausblickte, zwitscherte wie ein Vogel- schwarm. Ueberall waren Neugierige aus den Häusern getreten und sahen, die Augen mit den Händen beschattend, gegen Süden. Auch einige Jakuten, die von den hellen Strahlen in der Mitte des Sees überrascht worden waren, wandten ihr Gesicht dahin. Sie waren festlich gekleidet; jeder trug einen weißen, gelben, oder schwarzen „Balachon“, der an den Schultern bauschig, am Gürtel reich gefaltet und schwarz oder rot eingefasht war. Die Männer entblößten ihre kurzgeschorenen Köpfe, die Weiber neigten die Spitzen ihrer hohen Vibernmützen zur Erde. Alle ehrten sie „den weißen, sonnigen Gott“ mit dem Zeichen des Kreuzes und andächtigen Verbeugungen.

Herr Jan führte seine Begleiter quer über den See in eine demselben parallel laufende „Straße“. Am Ende derselben stand das Hospital, in dem Herr Jan, der den Posten eines Hausdieners verah, seine Wohnung hatte. Die letztere machte im ersten Augenblick den Eindruck einer greulichen Höhle, aber er behauptete, sie sei „gar nicht so übel“. Am Eingang umzog ein weißes Netz von eisigen Instruktionen die Wände und die Decke mit einem phantastischen Rahmen. Weiter öffnete sich ein tiefer, dunkler, abenteuerlich ausschauender Raum, der jetzt von dem purpurnen Scheine des Herdfeuers beschienen wurde. Die Fenster waren nicht aufzufinden, so klein waren sie, und die Schatten der schräg stehenden, schwarzen Wände waren so groß, daß sie alles aufzogen, was der Kreis des vom Herde strahlenden Lichtes nicht umfassen konnte. An dem erhellen Plaze waren die Anwesenden versammelt. Nur zwei Frauen befanden sich darunter: Zans Frau, eine polizeividrig häßliche Jakutin, die sich prätenziös in ein Skatunleid von russischem Schnitt geworfen hatte, und noch eine Jakutin in volkstümlicher Tracht. Das Mädchen verschwand immer im Schatten, hinter dem Herde, und nur wenn sie das Feuer schüren, oder eine Kohle in dem am Boden summenden „Samowar“ werfen mußte, kam ihre lange, bronzefarbene Hand und ihr anmutiges Zigeunergesichtchen mit den großen silbernen Ohrringen zum Vorschein.

Zans Gattin war damit beschäftigt, die auf dem Herde stehenden Kasserollen, Kesseln und Bratpfannen, in denen die in Dschurdtschuj üblichen Lederbissen kochten, auf- und zuzu-

beden und von einer Seite zur andern zu schieben. Der Schweiß floß in Strömen über ihr Gesicht und ihrem Munde, den sie unbarmherzig verzog, entflohen langgezogene Seufzer und Klagen. Rechts am Tische, auf dem Bette, oder auf Stühlen saßen die Gäste. In der Mitte hatte Alexandroff Platz genommen, ein ungewöhnlich breitschultriger, hochgewachsener Mann, der ein weißes, grobes Hemd anhatte, wie sie von den Gefangenen getragen werden. Den zottigen Schafpelz — auch ein Andenken aus dem Gefängnis — hatte er von den Schultern gleiten lassen, stemmte die Ellenbogen auf den Tisch, hielt den großen, bereits kahlwerdenden Kopf gesenkt und lauschte den Genossen mit gespannter Aufmerksamkeit. Niehorski, eine schmächtige, mittelgroße, dunkelblonde Gestalt von krankhaftem Aussehen, und Tscherewin, ein schwarzhaariger Mann mit sorgfältig gepflegtem Barte standen am Tisch und disputierten. Tscherewin war der einzige in der Gesellschaft, der einen vollständig europäischen Anzug und ein gesteiftes Vorhemd trug.

Dicht hinter Alexandroff, auf dem Bette, saß Krajuski, ein Jüngling, dessen blasses Gesicht wie in Marmor gemeißelt war. Er hörte nicht zu; seine wunderschönen achatsfarbigen Augen blickten unverwandt ins Feuer, und er zupfte, in Gedanken verloren, an seinem weichen, dunklen Schnurrbart. Etwas weiter, auf einer Kiste an der Wand, hatten die „auswärtigen Mächte“ in ernster und gemessener Haltung Platz genommen — es waren dies: der lange, magere, brünette Petroff und Glitsberg, ein kleiner, rotbadiger Blondin. Hinter ihnen aber, aus dem entferntesten Winkel, sah der dicke, zerkaufte Kopf des Franzosen Delille neugierig hervor. In der Mitte der Stube lag ein großer, schwarzer Hund und kroch ein ganz nacktes Kind herum, und an der einen Wand zerrte ein buntes Kalb an seinem Stride.

„Sie irren sich, Doktor,“ sagte Niehorski scharf, „Sie haben durch Ihre Konzeptionen nichts, rein gar nichts gewonnen. . . Seit einem Jahre arbeiten sie nun. Hat aber die Seuche in der Umgegend auch nur um ein Jota abgenommen? Oder steht's mit dem Krankenhaus besser? Oder stiehlt Adrianoff weniger? Wohnen die Kranken nicht wie ehedem in ekelhaften, verpesteten Ställen, essen sie nicht angefaultes Fleisch? Fürchten die Eingeborenen das Krankenhaus nicht, wie ehedem, mehr als den Tod? Und haben sie nicht recht?“

Tscherewin runzelte die Stirn: „Das ist möglich. Ich gestehe gern, daß mein Unvermögen schuld daran ist. Aber das ist eine andre Sache. Ich will hier nur das Prinzip verteidigen.“

„Ganz recht, das Prinzip,“ brausten die „auswärtigen Mächte“ auf. „Um irgend eine Frage zu lösen, muß immer aufs Prinzip zurückgegangen werden.“

Niehorski machte eine ungeduldige Handbewegung. „Ach! immer dasselbe Lied! Es giebt verschiedene Principien und nicht alle sind achtungswerth. Ich meine, ein Arzt sollte weniger aufs Kurieren, als darauf bedacht sein, die Verhältnisse zu beseitigen, die die Krankheit hervorufen. Das ist das medizinische Prinzip. Der Jurist sollte danach trachten, die Gefängnisse und das Gerichtswesen abzuschaffen. . . Der Gesetzgeber — das Gesetzbuch durch eine zweckmäßige Erziehung zu ersetzen.“

„Aber was soll augenblicklich aus den Kranken werden, aus den Opfern des Verbrechens?“

„Mögen sie leiden,“ gab Niehorski eisig zurück. „Sind sie zu beklagen, so ist das Loß der Millionen tausendmal beklagenswerter, die krank und schlecht werden müssen, weil es keinen Menschen unter ihnen giebt, der kühn genug, und voraussehend genug, und bei all seinem Mitgefühl hart genug wäre, um alles, was besteht, niederzureißen und einen neuen Bau aufzuführen.“

„Das sind Phrasen! Die Geschichte kennt keine gewaltamen Sprünge.“

„Oh gewiß! Das höre ich immer wieder; aber dagegen ist sie bereit, jeden Unfinn, der bequem ist, geduldig zu ertragen. . .“ brauste Niehorski auf.

„Uebrigens besteht die Aufgabe der Revolutionäre gar nicht im Bauen, sondern im Zerstoren. Das Aufbauen muß den alltäglichen Bedürfnissen überlassen werden,“ warf Alexandroff ruhig dazwischen, indem er den sich immer mehr zuspitzenden Streit ins rechte Fahrwasser lenkte.

„Halt! Darauf können wir unter keiner Bedingung eingehen!“ riefen die „auswärtigen Mächte“, Tscherewin und selbst Niehorski. Auch der Franzose kam aus seinem Winkel gesprungen und legte mit großer Entschiedenheit eine Kohle auf seine ausgegangene Pfeife. In diesem Augenblick traten Jan, Samuel und Boronin ein.

„Warum so spät? Wir warten und warten. Wir glaubten schon, Ihr würdet nicht kommen. Alles ist ausgetrocknet, ausgedörrt!“ klagte die Frau.

„Mea culpa, mea culpa!“ scherzte Samuel, indem er sich an die Brust schlug, und drückte die sich ihm entgegenstreckenden Hände.

„Ah, was sehe ich? Unser hochverehrter Bonapartist! Eine Ewigkeit! Eine Ewigkeit! Seit mir Musja meinen Bohrer ohne Erlaubnis davongetragen hat, ist er auch nicht mehr auf der Bildfläche erschienen. Aber wie kommen Sie hierher? Warum sind Sie nicht in der großen Welt — beim Jesrawnik*) oder bei einem der andern Würdenträger?“ wandte sich Samuel gutgelaunt an Delille. „Und dieser Staat. Ho, ho!“

Alle Blicke wandten sich belustigt nach Musja. Der in dem ortsüblichen, zottigen Anzug in der That drollig gewandt ansah. Er war verlegen, aber auch befriedigt von der allgemeinen Aufmerksamkeit, die er erweckte.

„Ja, ja! — Aber ich wollte — mit Ihnen — es ist doch immer —“ stammelte er und schlug die Hände seiner weißen „Esterassen**“) galant aneinander.

„Angefangen, angefangen, meine Herren! Geseh' Jan!“ mahnte Tscherewin. „Ich habe noch eine Viertelstunde Zeit. Abends sprech' ich vielleicht wieder vor.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wie Amerika ißt und trinkt.

Da die Bevölkerung Amerikas sich aus den Völkern der ganzen Welt zusammensetzt und jeder einzelne seine Sitten und Gewohnheiten aus der Heimat mit herübergebracht hat, so darf man amerikanische Sitten nicht in den Häusern der eingewanderten Deutschen, Franzosen, Italiener, Russen usw. suchen. Sie haben, soweit es der amerikanische Boden überhaupt gestattet, ihre heimischen Gewohnheiten, ihre heimische Küche bewahrt. Aber wenn man die Restaurationen, die Bars, die Lunch-Rooms, die Cafés und Aultern-Salons besucht, da erkennt man, was spezifisch amerikanisch ist. New York besitzt allerdings eine große Reihe deutscher Lokale, die auch gewisse deutsche Einrichtungen besitzen, ferner französische, ungarische, russische, chinesische Restaurants; aber diese sind hier natürlich nicht gemeint. Hier wollen wir lediglich den amerikanischen Trink- und Speisehäusern unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Ich vermeide absichtlich den gut deutschen Ausdruck „Gasthaus“ oder „Kneipe“. Es giebt in Amerika, wenn wir nun eben von den immerhin vereinzelt deutschen Restaurationen absehen, weder Gasthäuser noch Kneipen. Mit diesen deutschen Begriffen verknüpfen wir die Vorstellung von etwas Gemütlichem, Behaglichem, wir verstehen darunter Räume, in denen man auch mit seinen Freunden einen ganzen Nachmittag oder einen ganzen Abend verbringen kann; für den Amerikaner ist das Restaurant, der Lunch-Room oder das Café nichts andres als eine Abfütterungsanstalt, welche man nach Einnahme der Speisen sofort zu verlassen hat. Die Restaurationen sind fast ausschließlich nur um die Speisezeiten von 7 bis 8 Uhr morgens, von 12 bis 1 Uhr mittags und von 7 bis 8 Uhr abends sehr belebt, aber während der übrigen Stunden des Tages einsam und leer. Mittags ist in den Lunch-Rooms der Großstädte jeder Stuhl besetzt, und man findet es schon verhältnismäßig beaglich, wenn man wirklich an einem sauber gedeckten Tisch Platz nehmen kann, obwohl der Spielraum zwischen den Armen des rechten und linken Nebenmannes ziemlich beengt ist. Wahrhaftig schrecklich aber erscheint dem Europäer und ganz besonders dem Deutschen jene Art von Lunch-Rooms, in denen man überhaupt keine Tische, überhaupt keine Stühle, sondern nur den sogenannten „Counter“ findet. Der Counter ist ein hoher Tisch, welcher einen mehr oder minder weiten Raum einschließt, innerhalb dessen Koch und Köchin, Kellner und Kellnerin hantieren. Die nötigen Brat- und Wärmeapparate, die Gefesse für kalte Schüsseln und Kuchen, für Früchte usw., die großen Kessel für Kaffee, Thee und Kakao befinden sich innerhalb dieses umschlossenen Raumes. Der Counter ist gerade so hoch, daß die dienenden Geister bequem daran hantieren können. Er ist also für eine auf einem Stuhle sitzende Person viel zu hoch. Die Gäste haben nun, um die Tischplatte zu erreichen, auf hohen Sesseln direkt am Counter Platz zu nehmen und hier gleichsam unmittelbar vor den Augen der Kellner und Kellnerinnen oder des tuchenden Personals ihre Speisen und Getränke zu verschlingen. Die Sessel bestehen aus einem am Fußboden befestigten Metallfuß mit einer kleinen Sitzplatte, auf welcher niemand länger ausharrt, als unbedingt nötig ist. Von Bequemlichkeit keine Spur. Selbstverständlich hat der Sessel keine Lehne. Man kommt hier nicht her, um zu ruhen, sondern lediglich um zu füttern. Das Schlimmste aber ist, daß man in diesen Anstalten niemals Bier erhalten kann. Willst Du etwas trinken, so steht Dir

*) Polizeichef.

**) Satunische Stiefel aus Pferdefell.

Kaffee, Thee, Milch, Limonade und Eiswasser zur Verfügung. Ob man nun ein Rumpsteak oder ein Rührei verzehrt, immer trinkt man seinen Schluck Kaffee, Thee oder seine Limonade dazu. Vrrr!

Selbstverständlich giebt es eine große Reihe von Restaurants, welche mit größerm Komfort ausgestattet sind, aber auch hier weilt man nur gerade so lange, wie die Mahlzeit dauert. Niemand fällt es ein, in diesen komfortablen Restaurants Platz zu nehmen, um lediglich ein Glas Bier zu trinken. Dazu sind die Bars oder Saloons da. Der rechte amerikanische Saloon enthält überhaupt keine Sitzplätze; man stellt sich an den Counter, um seinen „Drink“ zu nehmen. Neben Bier giebt es hier Bisteh und andre alkoholische Getränke, welche zum Teil mit Eis bereitet und vor den Augen des Bestellers gemischt werden. In diesen Bars findet man häufig einen sogenannten „Free-Lunch-Counter“, d. h. einen Tisch mit Würst und Käsebrüthen, Kartoffelsalat, einigen Schnitten Brot und dergleichen, von welchen man nach Gutdünken einige kleine Proben gratis entnehmen kann. Den Lunch-Rooms und Restaurants kann dieses kostenfreie Frühstück keine Konkurrenz bereiten; dazu ist denn doch die Auswahl des Free-Lunch-Counter zu gering, den übrigens kein anständiger Mensch regelrecht plündern wird. Das amerikanische Bier ist im allgemeinen ziemlich schlecht. Es kostet 5 Cents (20 Pf.) pro Glas. Die Gläser sind nicht größer als ein normales deutsches Rotweinglas. Importiertes deutsches Bier, meist Würzburger, Münchener, Pilsener, kostet 40 Pf. pro Glas. Will man ein richtiges deutsches Maß echten Bieres haben, also einen halben Liter, so hat man 20 Cents (80 Pf.) zu zahlen. Teurer noch sind die gemischten alkoholischen Getränke, welche allerdings zum Teil sehr köstlich sind. Mint Julep, Sherry Cobbler, Egg Nogg, Cocktails usw. kosten in der Regel 0,80 bis 1,00 M. pro Glas. Bisweilen sind die Bars mit großem Luxus ausgestattet; da ist der Counter aus edlem geschnitten Holz gefertigt und mit schönen Marmorplatten abgedeckt, das Flaschenregal ist mit großen Spiegelscheiben ausgelegt, der Fußboden ist mit Mosaik, Wände und Decken mit Kacheln und Marmorplatten bekleidet oder mit schönen Malereien geschmückt.

Doch die äußere Pracht eines Lokales verbürgt nicht die Sauberkeit der Speisegeräte. In den „Chilts“ — so werden diese neuen Frühstücklokale kurzweg genannt — ist es allerdings recht sauber, aber im allgemeinen nimmt man das in Amerika nicht so genau, namentlich wenn man weiter nach dem Westen kommt. In Deutschland sind die Tische mit seltenen Ausnahmen fein sauber gedeckt, gleichgültig, ob man für das Couvert eine Mark oder drei zu zahlen hat. Kommt man in St. Louis nicht punkt 12 Uhr in den Lunch-Room, sondern eine halbe Stunde später, so sind die Tischdecken bereits mit so vielen Speiseresten bedeckt, daß man erst gar nicht die Speisefarte durchzusehen braucht.

Was nun die Kost selbst betrifft, so ist sie trotz des Umfanges der Speisefarte meist sehr eintönig und schlecht. Ich nehme natürlich die vornehmsten Hotel-Restaurants aus. Das Fleisch kommt meist kalt oder lau auf den Tisch, und schmeckt darum auch dann nicht, wenn es zufällig einmal gut bereitet ist. Höchst selten begegnet man einem guten Stück Rinder- oder Kalbsbraten, dagegen wird man mit Moatbeef und Sirloin-Steak zu Tode gesättigt. Geradezu gräßlich wird einem das Chiden (Huhn), welches man zur Saison auf jeder Speisefarte findet. Der Geruch von Chiden hat mich durch ganz Amerika begleitet, und so oft ich an Amerika denke, werde ich auch an die Millionen von Hühnern denken müssen, welche in diesem Sommer ihr Leben lassen mußten. Der Amerikaner scheint nun auch mehr und mehr zu erkennen, daß diese amerikanische Fütterung ihre großen Schattenseiten hat, denn die Lokale mit deutscher Küche blühen immer mehr und mehr empor.

Ich habe mir einige Preise eines guten, aber keineswegs luxuriösen Restaurants der mittleren Preislage notiert. Für Fisch zahlt man Preise von 1,40 bis 2,40 M., für drei gekochte oder gebratene Eier 1 M., für gebratene Eier mit Schinken oder Speck 1,60 M., für Rührei 1 M., während die Preise der verschiedenen Omelettes zwischen 1,20 und 2,40 M. schwanken. Gewöhnlich giebt es an 10 verschiedene Sorten von Omelettes. Ich will einige der Wissenschaft halber anführen: Spargel-, Kürbisch-, Trüffel-, Tomaten-, Schinken-, Pilz-, Käse- und Hühnerleber-Omelette. Viele Omelettes tragen die Namen irgendwelcher hervorragender Persönlichkeiten, und ich kann natürlich nicht sagen, welches die geheimnisvollen Bestandteile dieser Lederbissen sind. Auch die Kartoffeln erscheinen in zehn- oder zwanzigfacher Form und unter mehr oder minder rätselhaften Namen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß man in Amerika noch eine besondere Sorte großer, süßer Kartoffeln hat — es giebt solche bis zu 30 Centimeter Länge — die das Kochbuch natürlich wesentlich bereichern. Diese Kartoffeln sind in der That sehr süß und schmecken fast wie Bisquitteig, der nicht durchgebacken ist. Die Amerikaner lieben diese Kartoffeln außerordentlich; ich bin weniger dafür begeistert.

Endlich muß ich noch betonen, daß es eigentliche Cafés, d. h. nach dem Wiener und Pariser System, in Amerika überhaupt nicht giebt. Wir verstehen unter einem Café-Haus einen gemütlichen Raum, welchen man hauptsächlich aussucht, um bei einer Tasse Kaffee oder Thee die Zeitungen zu lesen, oder einige Stunden mit Freunden zu plaudern. Dergleichen giebt es in Amerika überhaupt nicht. Es ist ganz undenkbar, daß man irgendwo in einer amerikanischen Großstadt ein bis zwei Stunden bei einer Tasse Kaffee sitzen könnte, um ein Dutzend Zeitungen durchzublättern. Diese Cafés halten keine Zeitungen, jeder muß sich selbst sein Blatt kaufen. Im übrigen ist es auch gar nicht üblich, in Restaurants oder Cafés zu lesen. Das amerikanische Café ist nichts weiter als ein Restaurant, in welchem

man zu den Speisen an Stelle des Bieres ein nicht alkoholisches Getränk erhält; es unterscheidet sich vom Lunch-Room eigentlich nur durch die höheren Preise. Es giebt allerdings auch einige Cafés, in welchen man ausnahmsweise Bier erhalten kann. Die Bezeichnung darf aber niemanden irre führen; mit unserm gemütlichen Wiener Café hat das amerikanische Café auch nicht die geringste Ähnlichkeit. — Fred Good.

Kleines feuilleton.

ot. Vom Wandern. Das ist überhaupt das aller schönste, das freie Wandern über Land, und Roß und Wagen und Rad und Rößtöff und Schiff und Eisenbahn sind gar nichts dagegen. Aber gar nichts!

Ein bißchen schneller kommt man ja vorwärts, wenn man per Rad die Chaussee entlang fliegt; und etwas vornehmer sieht es auch aus, wenn man bequem im Landauer lehnt, im Rößtöff kann man sich sogar als Broß fühlen und Menschen und Hunde niederfahren. Aber das Wandern!

Wißt Ihr denn überhaupt noch, was Wandern heißt? Wie viele von Euch verstehen es denn noch, Ihr überhegten, blasirten Großstädter?

Wenn Ihr am Sonntag einmal Hunger bekommt nach frischer Luft und frischem Grün, „geht“ Ihr ja bloß „spazieren“.

Im Tiergarten lustwandelt Ihr mit zierlichen Schritten, oder auch noch ein Stückchen weiter draußen im Grunewald, der ja wohl demnächst „endlich“ in einen Volkspark verwandelt werden soll.

Und wenn Ihr eine halbe Stunde „gegangen“ seid, werdet Ihr müde und bekommt Hunger und Durst und schaut sehnsüchtig aus nach der nächsten Kneipe und nennt die Gegend weltverlassen, wo auf zehn Minuten in der Runde etwa gar kein Wirtshaus zu finden ist.

Das nennt Ihr „Wandern“!

Und wehe, wenn eine Regentwolke droht! Ihr habt natürlich Euer „bestes Zeug“ an, und die holde Weiblichkeit trägt weiche Plusen, Hüte, die keinen Tropfen betragen, und Röcke, die verderben, wenn ein nasser Halm sie streift.

Und das nennt Ihr Wandern!

D, du mein freies Wandern über Land, was weiß man noch von dir in der großen Stadt!

Von diesem Weitausgesehen durch Wind und Sonne, ob der Regen fällt oder blauer Himmel lacht, dem frohen Weitausgesehen auf Wegen, da nicht die Menge geht, durch Felder und Wälder, an Dörfern und einsamen Höfen, an Seen und Sümpfen vorbei. Man geht und geht und geht — hinein in die lodende Ferne. . . .

Und so weit ist der Himmel über Deinem Haupt und so weit das Land an Deiner Seite, und so frisch geht die Luft um Deine Stirn!

Da hebt sich die Brust in tiefen Zügen, da reckt sich der Rücken, von der Last des Alltags und des Lebens gebeugt. Wagen rollen vorbei im Staub der Straße, mitleidig schauen wohl die Insassen auf den Wanderer am Wegesrand. Aber der Wanderer schwenkt den Hut und sieht ihnen nach in lachender Verachtung und hell-auffubelndem Stolz. Ja, Ihr habt es leicht, Ihr da im weichen Polster. Laßt Euch bequem dahin fahren und rührt nicht Fuß noch Hand.

Wir wandern. Weite Wege gehen wir, gehen über Thal und Hügel fort, und gehen auch über Dorn und Steine, Regen und Sturm entgegen; mit unsern Füßen gehen wir, mit eigener Kraft.

Habt Ihr schon mal gefühlt, wie es ist, wenn man hoch oben steht auf der Höhe, oder allein auf weitem Feld, am Waldrand, und sieht den Weg zurück, den man ging, den weiten Weg? . . .

O diese jauchzende Sonne, daß man nicht müde wurde, daß man das kann. Und man kann noch weiter gehen, noch viel viel weiter und wird nicht müde sein. Daß man das kann, ja, daß man das kann. . . .

Das macht die Seele so frei und stolz, das giebt so frischen, frohen Mut. Das schwellt die Glieder mit neuer Kraft.

Hervor hinterm Ofen Ihr Stubenhocker, heraus auf die Straße Ihr Blatzgesichter, auf die freien Straßen, wo die Winde wehen. Probiert, was Ihr könnt. Ihr wißt es ja gar nicht, Ihr armen Großstädter, Ihr wißt es gar nicht mehr, was es heißt, mal sieben Stunden gelaufen sein und dann zu wissen: Du hast's gelohnt. Und das ist das aller schönste am Wandern, daß es zeigt, was wir können, daß es zum Maßstab wird unsrer eignen Kraft. —

— Ueber das Arsenikessen der Bergsteiger teilt ein Aufsatz im Juliheft der „Deutschen Alpenzeitung“ folgendes mit: Der Zweck des Arsenikessens der Bergsteiger nähert sich dem Gebrauch, den man von der Koka und in einigen Fällen auch vom Opium und vom Haschisch macht, um beim Steigen ein leichtes Atmen zu ermöglichen, um sich, wie die Bergbewohner sagen, lüstiger zu machen. Alle Erfahrungen gehen dahin, daß dieser Zweck durch das Arsenikessen auch wirklich voll erreicht wird. Man kann annehmen, daß unter ungünstigen Verhältnissen ein Mensch durch 0,1 Gramm Arsenik sterben kann; jedenfalls ist eine größere Gabe immer gefährlich. Jene Bergsteiger aber nehmen ihn in Mengen zu vier und mehr Zehnteln eines Grammes. Man erfährt nicht viel über die Angewöhnung und die Art und Weise des Nehmens überhaupt, denn fast alle Arsenik-

esser verheimlichen den Gebrauch des Mittels. Eine religiöse Bedenklichkeit, sich eines so abnormen Mittels zu bedienen, vielleicht auch die Furcht vor dem Gesehe, da der Besitz des Arseniks verboten ist, auch die Eitelkeit mögen sie vorzugsweise bestimmen, verschwiegen zu sein. Was man weiß, ist, daß die Bergsteiger entweder den Arsenik in einem ganzen Stückchen in der Mund nehmen und ihn, ähnlich wie Kandiszucker, langsam zergehen lassen, oder sie streuen ihn gepulvert auf Speck oder Brot und essen ihn auf diese Weise. Meist beginnen sie mit ganz kleinen Mengen, etwa dem hundertsten Teil eines Gramms, und nehmen diese Menge einige Male in der Woche, und das längere Zeit hindurch, um sich an das Gift zu gewöhnen. Anfängern erleichtert diese Gabe schon bedeutend das Bergsteigen. Nach und nach werden größere Mengen genommen; und es ist ganz überraschend, wie solche Menschen mit schweren Lasten die steilsten Anhöhen flüchtig besteigen, ohne die mindeste Anstrengung beschwerde zu empfinden. Man hat Beispiele von Leuten, die ein hohes und kräftiges Alter erreichten, und jedesmal fast ein halbes Gramm Arsenik nehmen. Die meisten Arsenikesser binden sich beim Genuß des Mittels wenig an gewisse Zeiten, sondern nehmen ihr Quantum bei Beginn der Wanderung; andre aber beobachten eigne Perioden, indem sie sich nach dem Mondwechsel richten und gewöhnlich beim abnehmenden Monde nur sehr spärliche Gaben oder gar nichts nehmen. Ob am Anfange gelinde Symptome von Vergiftung auftreten, natürlich aber verheimlicht werden, ist nicht bekannt. Hat aber das Individuum sich einmal an den Arsenik gewöhnt, und nimmt denselben in nicht allzu großen Mengen weiter, so treten keinerlei üble Erscheinungen ein, und bei einem blühenden Aussehen erfreuen sich solche Menschen meist wirklich einer guten und dauerhaften Gesundheit. —

c. Ein Blick in das Innere Lhasas. Nachdem Lhasa, die so lange den Europäern verschlossene Hauptstadt Tibets, nun den Engländern ihre Thore geöffnet hat, giebt der Korrespondent der „Daily Mail“ einen Bericht über den äußeren Eindruck, den die Stadt darbietet. Die „Stadt der goldenen Dome“ ist sehr ausgedehnt, etwa drei englische Meilen lang und zwei breit. Sie liegt in dem sumpfigen Thale des Ksi, der einer der hauptsächlichsten Nebenflüsse des großen Sangpo-Flusses ist. Man nimmt an, daß der Sangpo mit dem Brahmaputra Hams identisch ist, doch ist das noch nicht erwiesen. Ein großer Steindamm bezeichnet den Weg zu der Stadt: über zahlreiche baufällige Brücken geht er hin und führt dann am Staatspalast der Mutter des Lamas vorbei. Von diesem gelangt man rechts zu der „Wilden Eselswiese“, die im Frühling im Blumenschmud prangt, und links zu einer sandigen Ebene, die „Lustort der Kaufleute Kaschmirs“ genannt wird und ihnen zum Lagerplatz dient, wenn sie die Märkte Lhasas besuchen. Wenn man sich dem Haupteingang nähert und eine kreisrunde, um die Stadt herumführende Straße kreuzt, windet sich der Weg zwischen zwei kleinen Hügel hindurch. Auf einem liegt der Potala, der Palast des großen Lama, auf dem andern der Chanpa oder die ärztliche Schule. Etwas weiter liegt der östliche Weidenhain, ein großes, längliches Gehege, das von einer Mauer umschlossen wird und als „Königlicher Weide- und Tanzplatz“ bekannt ist. Jetzt liegen die Gebäude dichter beisammen, rechts das Haus und der Garten des Premierministers, jenseits davon die Residenz des jetzigen Königs. Noch weiter rechts liegt die chinesische Residenz mit ihren Gemüsegärten, Schweineeställen, dem Restaurant, dem Theater und den Kasernen für die chinesischen Truppen. Wandert man geradeaus, so kommt man zur Kathedrale, die „Das wahre Lhasa oder der Ort der Götter“ genannt wird. Nahebei ist das Gefängnis, ein vierediger Platz zum Auspeitschen der Diebe, und eine chinesische Folterkammer. Daneben liegen Läden von Händlern aus Nepal und Bhotan, ein Reismarkt breitet sich aus, über dem eine große Gebetsfahne flattert, ein Leder- und Sattlerbazar schließt sich an, in dem tibetanische Waren verkauft werden. Andre wichtige Gebäude sind noch die „Obere Schule des geheimen Kultes“, das Sera Kloster, der berühmte „Ramoche Tempel“, der von Tara Doltang im siebenten Jahrhundert errichtet wurde, der Tempel des „Buddhas vom unendlichen Leben“, der „Schlangen-Drachentempel“, das Paradies oder Long-Mo-Pa, der Wohnsitz der Eltern des großen Lama. Alle diese verehrten Stätten, die Lhasa zu dem Heiligthum des Buddhismus machen, sind nun den Blicken der Europäer zugänglich, die Mysterien aber, die sie in sich schließen, können auch aus ihren Namen nur dunkel gedeutet werden. —

Technisches.

— Elektrische Lokomotiven für die New Yorker Centralbahn. Die General Electric Company, die bedeutendste Electricitätsgesellschaft Amerikas, hat jüngst für die New Yorker Centralbahn neue elektrische Lokomotiven geliefert, die mit zu den gewaltigsten im Betrieb befindlichen gehören und auch in konstruktiver Hinsicht weitgehendes Interesse haben. Das Gewicht jeder Lokomotive beträgt nicht weniger als 85,5 Tonnen — eine preussische Normal-Schnellzuglokomotive wiegt etwa die Hälfte — bei vollkommen symmetrischer Bauart nach beiden Seiten. Sie besitzt vier Triebachsen mit je 1,3 Meter Mittelabstand, sowie an jedem Kopfe eine Laufachse. Die Gesamtlänge zwischen den Puffern beträgt 11,1 Meter. Der Durchmesser der Triebräder ist 1,12 Meter, der der Laufräder 0,915 Meter. Längs- und Querrahmen des Untergestelles bestehen aus Gußstahl. Der obere Teil der Lokomotive hat eine Form erhalten, die dem Winddruck möglichst wenig Angriffsfläche bietet. Der Führerstand gestattet freie Aussicht nach

allen Richtungen hin. Alle Fenster und Thüren bestehen aus feuerfesterem Material. Vier Gleichstromserienmotoren von normal je 550 Pferdekraften bei 600 Volt Spannung liefern die Triebkraft für jede Lokomotive. Die Maximalleistung jedes Elektromotors beträgt jedoch ca. 700 Pferdekraften, so daß die Lokomotive mit der gewaltigen Arbeitsleistung von 2800 Pferdekraften die größten Personenzug-Lokomotiven um das Doppelte übertrifft. Die Motoren besitzen die bemerkenswerte Neuerung, daß die beiden Magnetpole mit den Querrippen des Untergestelles vergossen sind, und die Rahmen des Untergestelles gleichzeitig die Magnetjoch bilden. Die Steuerung erfolgt nach dem bewährten Welschsystem der General Electric Company, indem auf jeder Lokomotive ein Fahrshalter für jede Fahrtrichtung vorhanden ist, so daß der Führer stets die zu befahrende Strecke übersehen kann. Die Lokomotiven können auch gekuppelt und dann von einem Punkte aus gesteuert werden. Die angestellten Versuche ergaben sowohl bei leichten Zügen mit nur einer, als bei schweren Zügen mit zwei Lokomotiven eine Fahrtgeschwindigkeit von 120 Kilometer pro Stunde. —

(„Technische Rundschau“.)

Humoristisches.

— Morgentoilette in der Sommerfrische. „Nicht 'mal einen anständigen Toiletentisch hat man hier — da pfeif ich auf die ganze Natur!“ —

— Ueberholt. (Auf dem Ozeandampfer.) „Nu Gott, Columbus, wissen Se, der hat im ganzen drei Reisen nach Amerika gemacht: ich fahr' jetzt schon das zwölfte Mal rüber!“ —

— Ein praktischer Artikel. Frau: „Heute ziehst Du aber einen reinen Kragen an, Du machst mir ja den ganzen Kragenschoner schmutzig!“ —

(„Lustige Blätter“.)

Notizen.

— „Die Gräfin von Red“, ein dreiaktiger Schwanke von Max Schönhau, wird im Dezember im Berliner Theater die Erstaufführung erleben. —

— Zidels neues Lustspielhaus in der Friedrichstraße wird am 1. Oktober mit einer Vorstellung vor geladenem Publikum eröffnet werden. —

— Ein Globus aus dem Jahre 1602 ist, der „Vossischen Zeitung“ zufolge in der Stumpellammer eines Landwirts zu Müdingen (Ranton Schaffhausen) gefunden worden. Der Verfertiger des Globus ist der niederländische berühmte Mathematiker, Geograph und Astronom Willem Jansoon Blaeu (1581—1638), der viele für die damalige Zeit treffliche Globen angefertigt hat. Die Kugel mißt im Durchmesser 24 Centimeter und ist von einem in 360 Grade eingeteilten messingenen Meridian umgeben. Der Fund ist für die Geschichte der Globentechnik von hoher Bedeutung. —

— Dauer des Holzes im Erdboden. Versuche mit kleinen, in die Erde gegrabenen Klößen verschiedener Holzarten ergaben, nach dem „Prometheus“, folgende Resultate: Birke und Espe verwittern in drei Jahren, Weide und Korkkastanie in vier, Ahorn und Rotbuche in fünf, Ulme, Eiche, Hagebuche und Pappel in sieben Jahren. Eiche, schottische Fichte, Weimouthstiefer und Silberfichte verwittern in sieben Jahren. Lärche, Wacholder und amerikanische weiße Eeder waren nach Ablauf dieser Zeit noch unversehrt. Die Dauerhaftigkeit von gezimmertem Bauholz, welches vor Feuchtigkeit so geschützt ist, daß es vollkommen trocken erhalten werden kann, erstreckt sich auf beinahe unbegrenzte Zeit. —

— Die anonyme Ohrfeige. Der Annoncenteil der „Posener Zeitung“ vom 5. d. Mts. enthält folgende komische Anzeige: „Erkannt! Der Herr, der mir Dienstagabend auf dem Wilhelmplatz, als ich in den Anlagen mit meiner Braut ging, eine Ohrfeige gegeben hat, ist von mir erkannt. Wenn er sich bis Sonnabendabend nicht bei mir einfindet und sich entschuldigt, so werde ich die Sache der Polizei übergeben. Meine Adresse ist ihm bekannt und meine Braut kennt ihn auch, denn er hat sie früher mit Unträgen belästigt und einen Korb bekommen. Deshalb hat er mir auch die Ohrfeige gegeben. Er ist erkannt! W. T.“ —

Büchereinkauf.

— Joseph Dumel: „Unter Habsburgs Doppel-aar“. Roman, Braunschweig, Richard Sattler. —

— Robert Riborn: „Sage und Sein vom deutschen Reich“. Drama. Leipzig, Curt Wigand. —

— „Das neue Magazin“. Heft 1—4. Berlin, Magazin-Verlag, Jacques Hegner. Preis des Heftes 30 Pf. —

— „Der Städtebau.“ Monatschrift für die künstlerische Ausgestaltung der Städte nach ihrem wirtschaftlichen, gesundheitlichen und sozialen Grundfahen. Heft 8. Berlin, Ernst Wasmuth. —

— Dr. W. Marshall: „Die Tiere der Erde“. Heft 33—38. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Preis des Einzelheftes 50 Pf. —

— M. Hoffmann: „Geographische Länderfibel“. Leipzig, Curt Wigand. —